

Frank Nullmeier

Leistungsprozess und soziale Kämpfe, Kapitalismus und funktionale Differenzierung

Gesellschaftstheorie gilt heute vielfach als ein überholtes Bemühen, das sich ebenso wie vormals die Geschichtsphilosophie wegen ihres holistischen Ansatzes, ihrer teils esoterischen Begrifflichkeit und ihrer impliziten oder expliziten normativen Aufladung inzwischen erledigt habe. Umso verdienstvoller ist der Versuch, den Entwurf einer stärker analytischen und doch zugleich ›Gesellschaft‹ als Ganzes in den Blick nehmenden Theorie vorzulegen. Uwe Schimanks Ansatz etikettiert sich selbst als »integrative Theorie der Gesellschaft« (248), was auf die Existenz bisher nur perspektivischer Theorien schließen lässt. Drei Theoriefamilien haben nach Schimank bisher das Feld der Gesellschaftstheorie geprägt: die Differenzierungstheorie, die Ungleichheitstheorie und die Kulturtheorie. Die folgenden Ausführungen bezweifeln zunächst die Existenz dieser Ausgangslage und versuchen zu zeigen, dass bereits die Sortierung der bisherigen Theorieangebote Ausdruck eines die Gesellschaft als Leistungsprozess verstehenden eigenen Ansatzes ist (1.). Die erste Besonderheit des Entwurfs liegt darin, dass eine leistungsökonomische Gesellschaftsperspektive (2.) in eine allgemeine Theorie sozialer Kämpfe umschlägt, die die soziale Entwicklung als bloß kontingent erscheint lässt (3.). Die zweite Besonderheit des vorliegenden Versuchs wird in der Integration von Kapitalismus- und Differenzierungstheorie gesehen. Die Vorherrschaft der kapitalistischen Ökonomie als dominantem Element in allen Bereichen der modernen Gesellschaft wird von Uwe Schimank herausgestellt, was ihn aber zwingt, Umbauten in der Differenzierungstheorie vorzunehmen (4. und 5.) und Sozialstaatlichkeit als funktionale Notwendigkeit für eine Gesellschaft als Leistungsprozess darzustellen (6.).

1 Drei Theoriefamilien?

Gegen die Ausgangsdiagnose eines Zerfalls der Gesellschaftstheorie in drei Theoriefamilien soll nur ein Argument in Ergänzung eines summarischen Zweifels vorgebracht werden. Zunächst der Zweifel: Jene Theorien, die den Titel Gesellschaftstheorie anerkanntermaßen beanspruchen können und sich mit den Namen Marx, Parsons, Luhmann, Habermas, Bourdieu, Giddens und Beck verbinden, sind kaum einer der drei Theoriefamilien zuzuordnen. Es darf sowohl bezweifelt werden, dass sich bei Parsons und Luhmann keine zentralen kulturtheoretischen Elemente finden lassen, als auch, dass Differenzierungs-

Theoreme bei Bourdieu nur eine unter- oder nachgeordnete Rolle spielen. Es ist viel angemessener und auch einfacher, all diese komplexen Theoriegebäude als eine spezifische Form der Verknüpfung von differenzierungs-, ungleichheits- und kulturtheoretischen Überlegungen zu lesen, als sie bestimmten Perspektiven und Theriefamilien zuzuordnen. Es könnte daher sein, dass Schimank erst im Anschluss an sekundäranalytische Stilisierungen von theoretischen Großentwürfen (z.B. Reckwitz 2000) ein Auseinanderfallen konstatiert, das bei diesen so nicht vorhanden ist.

Das diesen Zweifel ergänzende Argument lautet: Es kann eine Eigenständigkeit einer ungleichheitstheoretischen Perspektive bzw. Theriefamilie nicht geben. Ungleichheit ist nur analysierbar bei Vorintegration in eine andere Theorietradition. Eine auch nur halbwegs freistehende, von Differenzierungs- und/oder Kulturtheorie vorab nicht vorgeprägte Ungleichheitstheorie ist schlicht unmöglich. Mindestens eine der drei Theriefamilien kann gar nicht existieren: Ungleichheiten bezeichnen Verteilungen von Merkmalen zwischen Personen bzw. Personengruppen oder Relationen zwischen Personen(gruppen) in Bezug auf eine Tätigkeit, eine Interaktions- oder Kommunikationsform. Wird Ungleichheit als asymmetrische Verteilung von Merkmalen gefasst, ist jede Ungleichheitsforschung, die gesellschaftstheoretische Relevanz beanspruchen will, darauf angewiesen, sich auf gesellschaftlich bedeutsame Merkmalsverteilungen zu beziehen. Welche Merkmale aber sozial folgenreich sind, kann die Ungleichheitstheorie nicht aus sich heraus feststellen, dazu muss sie – verbleibt man im Schimank'schen Dreiklang – auf Differenzierungs- oder Kulturtheorie zurückgreifen. Denn nur diese können Merkmale als gesellschaftlich relevant auszeichnen: Die institutionelle und funktionale Differenzierung einer Gesellschaft kann ebenso wie eine Kulturtheorie herleiten, warum bestimmte Merkmale oder Werte prägend sind: So sind Einkommen und Vermögen nur dann besonders relevante Merkmale, Eigentum und negative Freiheit nur dann relevante Werte, wenn die Gesellschaft ein ökonomisches System ausdifferenziert hat.

Ungleichheitsforschung ist auch dann nicht aus sich heraus fähig, eine Gesellschaftstheorie zu tragen, wenn sie sich nicht auf Merkmalsverteilungen sondern soziale Beziehungen oder Relationen stützt. Welche sozialen Beziehungen, welche Stellung in welchem Kommunikationsnetzwerk gesellschaftlich relevant ist, lässt sich nicht in einer Ungleichheitstheorie festlegen, da dieser zunächst alle Relationen als gleich bedeutsam erscheinen müssten. Eine Ungleichheitstheorie kann keine eigenständige gesellschaftstheoretische Perspektive entwickeln, weil sie vor lauter Ungleichheiten und Gleichheiten nicht sehen kann, welche davon eine Gesellschaft gestalten. Eine Fülle von Verteilungsdiagrammen vermag noch keine Gesellschaftstheorie zu generieren, Ungleichheitsforschung ist notwendig anzukoppeln an eine ihr vorgängige Theorie gesellschaftlicher Differenzierung oder kulturellen Ausrichtung. Ungleichheiten können aus kulturellen Differenzen oder aus institutionellen Differenzierungen folgen, aber sie entstehen nicht aus sich selbst, Ungleichheiten als sozial relevante gibt es nur bei Referenz auf eine Theorie, die die Ungleichheit erzeugenden Strukturen und Prozesse benennen kann. Die Ungleichheitstheorie ist damit eine abhängige Theorie, keine eigenständige Perspektive oder gar ein eigenes Modell oder eine eigene Theriefamilie. So ist es auch nicht verwunderlich, dass Uwe Schimank in seiner fünfteiligen Schrittfolge der Entfaltung einer integrier-

ten Gesellschaftstheorie zunächst Differenzierungs- und Kulturtheorie auftreten lässt, bevor er auf die Ungleichheitsperspektive zu sprechen kommt.

2 Gesellschaft als Leistungsprozess

Aber selbst wenn diese Argumentation nicht stimmig sein sollte, wäre zu erklären, warum es heute genau diese drei gesellschaftstheoretischen Perspektiven gibt, warum sich diese drei soziologiegeschichtlich herausgebildet haben und sich keine vierte oder fünfte Perspektive ausbilden oder eine andere Konstellationen von Theorieansätzen mit anderen Schwerpunkten etablieren konnte? Gibt es eine systematische Logik, die genau diese drei Perspektiven hat entstehen und überdauern lassen? Uwe Schimank bietet indirekt eine Erklärung an, indem er die Komplementarität und daraus resultierend die Integrationsfähigkeit der drei Perspektiven hervorhebt:

»Produktion von Leistungen – Allokation von Lebenschancen, insbesondere als Teilhabe an diesen Leistungen – Legitimation von gesellschaftlichen Verhältnissen, insbesondere der Leistungsproduktion und -allokation: Dies sind die Fluchtpunkte des differenzierungs-, ungleichheits- und kulturtheoretischen soziologischen Denkens über die moderne Gesellschaft« (245).

Die drei Theriefamilien heben jeweils einen Moment der Organisation gesellschaftlicher Leistungen hervor. Zwar wird betont, dass die Wirkungsrichtung hier nicht nur von der Leistungsproduktion zur Legitimation verläuft, sondern auch von der Legitimation zur Gestaltung der Produktion – ansonsten wäre ja bereits eine Abfolge und Hierarchie der Theorien installiert. Da die drei Theriefamilien aber als Ausrichtung auf jeweils einen Aspekt eines letztlich einheitlichen Leistungsprozesses eingeführt werden, wird deren Nicht-Integration umso unerklärlicher. Warum sollten sich drei Theriefamilien als eigenständige Gesellschaftstheoriemodelle entfaltet haben, wenn sie doch – in einer funktionalen oder leistungsbezogenen Sicht – ohne Schwierigkeit als Teilgeschehnis identifiziert werden können. Es kann zumindest nicht das Selbstverständnis dieser Theriefamilien sein, das hier artikuliert wird, sondern bereits eine ihnen äußerliche Sicht, die sie als vorgängig arbeitsteilig zu bewältigende Bearbeitungsweisen ein und desselben Gegenstandes versteht. Uwe Schimank entfaltet zur Aufdeckung von Komplementaritäten zwischen den drei Theriefamilien ein eigenes basales Gesellschaftsmodell für das Modell der Versorgung des Menschen – als eines auf Gesellschaftlichkeit ausgelegten und bedürftigen Wesens – mit Leistungen. Dieses Modell mag Bezüge zu funktionalistischen Entwürfen und anthropologisch imprägnierten Elementen nicht-funktionalistischer Theorien aufweisen, ist aber in seiner Schlankheit durchaus eigenständig. Gesellschaft erscheint hier als Leistungsapparat zur Sicherstellung tief sitzender Bedarfe und Wünsche. Hier geht es um Bedarfsdeckung und Nachfragesicherung, um Versorgungssicherheit und Leistungsqualität, um die Breite der Versorgung und ihre Annahme durch die Beteiligten. Es ist das Modell einer allgemeinen Leistungsökonomie, einer alle gesellschaftliche Felder übergreifenden Ökonomie der Leistungserzeugung, -verteilung und

-legitimation. Diese basale leistungsökonomische Sicht ist aber keineswegs einem Marktparadigma zuzurechnen. Vielmehr scheinen Ideen der Bedarfsdeckung bzw. der möglichst bruchlosen Organisation des gesamten Leistungsprozesses bestimmend zu sein. Das Gelingen und planende Gestalten eines Leistungsauftrages stehen im Vordergrund, das Konzept ist eher auf Effektivität denn Effizienz ausgerichtet.

Die besondere Pointe des gesellschaftstheoretischen Ansatzes von Uwe Schimank folgt daraus, dass vor dem Hintergrund der analytischen Sicht von Gesellschaft als allgemeine Leistungsökonomie die realen gesellschaftlichen Vorgänge vorgängig als Kämpfe um jeden einzelnen Aspekt des Leistungsprozesses erscheinen. Das Gelingen des Leistungsprozesses wird permanent verhindert durch die Umstrittenheit jedes einzelnen Elements des Leistungsprozesses. Vor dem Hintergrund des Modells eines funktionierenden Leistungsprozesses wird die Kampf- und Konfliktrealität gegenwärtiger Gesellschaften besonders deutlich sichtbar. Die leistungsökonomische Modellvorstellung bildet die Voraussetzung dafür, dass Schimanks Versuch schließlich in eine Gesellschaftstheorie als allgemeiner Theorie sozialer Kämpfe (bei jeweils kontingenten Ausgängen) mündet. Diese besondere Verknüpfung von leistungsökonomischer Analytik und einer allgemeinen Theorie sozialer Kämpfe lässt sich exemplarisch anhand der Integration der Differenzierungstheorie in den integrativen Theorieansatz Schimanks zeigen.

3 Allgemeine Theorie der Kämpfe

Die Differenzierungstheorie richtet die Aufmerksamkeit auf die zur Lebensführung in Gesellschaftlichkeit erforderliche »Produktion von Leistungen« (245). Alles, was der soziale Mensch bedarf, muss bereitgestellt werden. Wenn Differenzierungstheorien zeigen, wie Leistungen kooperativ produziert und bereitgestellt werden, wäre prima facie anzunehmen, dass Zweckbezogenheit die Bereitstellung des für die Menschen in ihrer Sozialität Erforderlichen auszeichnet. Zweckbezogenheit prägt aber moderne Formen der Differenzierung gerade nicht. Vielmehr ist es für Schimank das Immer-Mehr-Wollen und die Lossagung von Zwecken, die die Kernmerkmale funktional differenzierter Systeme darstellen. Die Theorie funktionaler Differenzierung trägt die Entzweckung der Funktionssysteme als zentrale inhaltliche Aussage vor und betont den Verlust der Leistungsorientierung als Ziel und Grenze des Funktionsgeschehens zugunsten der Selbstschließung und Orientierung am Eigenwert. Leistungsbezug und Orientierung an operativer Schließung stimmen bei funktionaler Differenzierung nicht überein, eine harmonisierende Lesart funktionaler Differenzierung als eines arbeitsteiligen Produktionssystems zur Lieferung des zur Lebensführung Erforderlichen verbietet sich. Statt aber die Folgen der Eigenlogik funktionaler Systeme in den Vordergrund zu stellen, reagiert Schimank mit einer partiellen Aufwertung der Fremdreferentialität. Obwohl er zugesteht, dass die teilsystemischen Leistungsproduzenten »im Zweifelsfalle ihren selbstreferentiellen Gesichtspunkten Vorrang vor fremdreferentiellen Einflüssen geben« (243), ihm also akteurstheoretisch als entschieden gilt, was bei Luhmann bereits konstitutives Moment der Theorie der Funktionssysteme ist, schreibt er der von ihm adaptierten und in sein Gesamtmodell

integrierten Differenzierungstheorien zu, die »Kämpfe« um die jeweilige Relation von Fremd- und Selbstreferentialität zu untersuchen (243). Man könnte dem entgegenhalten, dass Differenzierungstheorien weit eher auf die Bedingungen der Möglichkeit der Selbstschließung und deren Folgen rekurrieren. In Luhmann'scher Terminologie ist die Geschichte der Programmierungen (als Fremdreferentialitäten) eines Funktionssystems sicherlich nicht der zentrale Gegenstand gesellschaftstheoretischer Bemühungen. Diesem enthistorisierenden Zug will Schimank jedoch bewusst entgegenwirken. Es geht ihm nicht um die charakteristischen Züge von Funktionssystemen in der Moderne, sondern die Schwankungen im Ausmaß von Fremd- und Selbstreferentialität. Seine Theorie ist daher weit historisch kontingenzoffener, da sich über Schwankungen theoretisch wenig sagen lässt.

Für die beiden anderen Theriefamilien nimmt Schimank ähnliche Rekonstruktionen vor. Damit wird die Analyse von Kämpfen zum gemeinsamen Ansatzpunkt aller drei Theriefamilien. Sie alle verweisen auf Kämpfe, nur jeweils besondere: auf Kämpfe zwischen Leistungsproduzenten und Leistungsnehmern eines Funktionssystems, zwischen Leistungsproduzenten unterschiedlicher Funktionssysteme, zwischen Besser- und Schlechtergestellten sowie zwischen den Anhängern alter hegemonialer Ideen und Kulturwerte und den Vertretern neuer gegenhegemonialer Deutungssysteme. Wie kann aber eine Theorie sozialer Kämpfe als Gesellschaftstheorie angelegt werden? Eine solche müsste sicherlich eine Analytik der Kampfbedingungen und Kampfkonstellationen umfassen, eine Benennung der auf den Kampfausgang aus Perspektive der Akteursgruppen günstig oder ungünstig einwirkenden Bedingungen und der dabei wirksamen Kausalmechanismen sowie eine moderat abstrahierende Geschichte der Kämpfe in den jeweiligen Feldern. Zu zeigen wäre auch, wie eine Theorie allgemeiner Kämpfe sich von bekannten Theorien sozialer Konflikte unterscheiden würde, denen doch zuletzt eher ein Scheitern (so insbesondere am Beispiel der Dahrendorf'schen Theorie) attestiert worden war (Alber 2010). Diese theoretischen Folgeprobleme einer integrativen Gesellschaftstheorie, die die Allgegenwärtigkeit von Kämpfen ins Zentrum stellt, werden noch nicht ausreichend berücksichtigt oder bearbeitet. Das Grundproblem einer solchen Theorie dürfte auch darin bestehen, dass aus ihr nur eine *Kontingenztheorie der sozialen Entwicklung* herzuleiten ist. Die gesamtgesellschaftliche und globalgesellschaftliche Entwicklungsdynamik hängt ab von dem Ausgang diverser Kämpfe, die, ausgelöst von funktionaler Differenzierung, Ungleichheiten und Geltungsansprüchen kultureller Deutungssysteme, sich wechselseitig beeinflussen und dadurch Dynamiken erzeugen, die gerade nicht aus der Logik funktionaler Differenzierung, den Lebenslagen oder kulturellen Deutungssystemen hergeleitet werden können. Die resultierende Aussage, dass alles vom Ausgang sich überlagernder kultureller, sozialer und institutioneller Kämpfe auf lokalem, nationalen, regionalen und globalem Niveau abhängt, vermag aber das Verlangen nach theoretischer Vorklärung, rückwärtiger rationalisierter Erklärung eines Geschehens oder Benennung von potentiell erklärungskräftigen Faktoren bzw. wirkmächtigen Kräften nicht zu befriedigen. Die Gesellschaftstheorie schafft sich so selbst eher ab und hinterlässt bloß einen analytischen Begriffs- und Sortierrahmen für die Vielzahl der Geschehnisse. Die Offenheit des Kampfgeschehens übersteigt noch die Offenheit, die mit der Fi-

gur der Evolution in einem Luhmann'schen Sinne verbunden ist und lässt erst recht keinen Platz für normative Perspektiven, etwa einer *Lern-Evolutionstheorie der Gesellschaft*, wie sie bei Hauke Brunkhorst und Jürgen Habermas zum Zielpunkt der Gesellschaftsanalyse wird.

4 Funktionale Differenzierung und Kapitalismus

Das zweite zentrale Ereignis des vorliegenden theoretischen Ansatzes ist der Versuch, Kapitalismustheorie und Theorie funktionaler Differenzierung wieder miteinander zu verbinden, ja zu versöhnen. Der Kapitalismustheorie wird dabei aufgefordert, von ihren impliziten oder expliziten Untergangsdiaagnosen abzulassen. Ein »Ende des Kapitalismus« ist nicht vorherzusagen oder heraufzubeschwören, ein Ende kann ewig auf sich warten lassen. Trotz aller immanenter Spannungen und Krisen ist damit zu rechnen, dass es immer wieder neue Wege geben kann, in kapitalistischen Ökonomien Stabilität und sogar Fortschritt und Wohlstand zu erzeugen. Die Kapitalismustheorie darf nicht mehr als Zusammenbruchstheorie angelegt werden, was im Weiteren auch nicht näher diskutiert werden soll. Die Folgen für die Theorie funktionaler Differenzierung sind dagegen ausführlicher zu betrachten, muss diese doch ihre Vorstellung der (analytischen, theoretischen) Gleichrangigkeit der Funktionssysteme aufgeben. Eine Versöhnung von Kapitalismus- und Differenzierungstheorie bedeutet, die funktionssystemische Überlegenheit und gesellschaftsweite Durchdringungskraft des ökonomischen Systems als kapitalistischem System anzuerkennen.

Die globale Finanzmarktkrise mit ihrem Höhepunkt in den Jahren 2008 und 2009, die darauf folgende ›Great Recession‹ in vielen Ländern der Welt sowie die Währungs- und Schuldenkrise in Europa (›Eurokrise‹) haben einen Theorietypus wieder stärker zur Geltung gebracht, der dem ökonomischen System bzw. dem Kapitalismus besondere Determinationskraft zuordnet. Wenn soziale Prozesse vorrangig von ökonomischen Entwicklungen, Anreizen und Interessen geprägt sind, prallen im globalen Maßstab ökonomische Imperative auf Logiken anderer Funktionssysteme. An die Stelle des grundlegend gleichgewichtigen Konflikts zwischen funktional differenten Systemen tritt die Einsicht in die Übermacht eines Funktionssystems. Will man aber die Sonderstellung des Wirtschaftssystems behaupten, ist im Rahmen einer fortentwickelten Theorie funktionaler Differenzierung eine Wirkungsdifferenz zwischen den Funktionssystemen nachzuweisen. Besondere Begründungslasten sind zu tragen, wenn mit der Theorie funktionaler Differenzierung marxistische und andere politik-ökonomische Ansätze überwunden werden sollen, um eine nicht-marxistische Theorie der Vorherrschaft der ökonomischen Funktion in die Theorie einzubauen.

In seinem Buch »Gesellschaft« (2013) hatte Uwe Schimank mit der Kategorie der »Dominanz« gearbeitet, um die Wirkmächtigkeit des Kapitalismus gesellschaftstheoretisch erfassen zu können. Kapitalismus wurde als quer zu allen drei Theoriefamilien laufende Größe und die Kapitalismustheorie als vierte Theoriefamilie gehandelt, die entsprechend auch mit den drei anderen zu verknüpfen war. Die Dominanz des Kapitalis-

mus wird der dortigen Theorieanlage nach dreifach gedacht: als Dominanz des ökonomischen Funktionssystems, als Dominanz (arbeits)marktbezogener Ungleichheiten und als kulturelle Dominanz von Wachstum und Lebensstandardsteigerung in der Ausdeutung des Fortschrittsbegriffs. »Dominanz« stieg damit zum zentralen gesellschaftstheoretischen Begriff auf und hätte ausführlicherer Erläuterung bedurft. In dem vorliegenden Text erscheint Kapitalismustheorie allein bezogen auf die Theorie funktionaler Differenzierung, Kapitalismus gilt nun als »spezieller Charakterzug funktionaler Differenzierung« (252). Entsprechend ist zu prüfen, welche grundlegenden Möglichkeiten des Einbaus von Asymmetrien zugunsten des ökonomischen Systems in der Theorie funktionaler Differenzierung bestehen. Schimank scheint mehrere dieser Möglichkeiten nutzen zu wollen.

Die Ungleichgewichtigkeit der Funktionssysteme kann zum ersten darauf zurückgeführt werden, dass bestimmte Leistungen oder funktionale Beiträge generell wichtiger sind als andere für die gesellschaftliche Lebensführung. Das Argument wäre ein funktionales, eine Art Bedarfstheorie der gesellschaftlichen Funktionssysteme. Ein System, das lebenswichtigere Leistungen bereitstellt, besitzt danach ein größeres gesellschaftliches Gewicht und vermag seine Relevanzen den anderen Funktionssystemen eher aufzunützen als umgekehrt. In dieser Richtung ließe sich argumentieren, dass die Geldversorgung aufgrund des Charakters des Geldes als universellem Mittel die für die Lebensführung wichtigste Aufgabe wahrnimmt. Das ökonomische System kann zudem als das einzige angesehen werden, das es schaffen kann, dass »die Kosten der Leistungsproduktion [...] durch zumindest kostendeckende Preise wieder hereingeholt« werden (Schimank 2013: 52, ebenso hier: 253).

Dass nur die Ökonomie kostendeckend ist, mag aber genau auf jenen Externalisierungen beruhen, die die Autonomie und Verselbständigung der marktwirtschaftlichen Ökonomie ausmachen (die Schaffung und Sicherung der erforderlichen Eigentumsrechte z.B. wird an Politik und Recht delegiert). Die Kosten fallen erst dann in anderen Bereichen an, wenn die Ökonomie sich zum Funktionssystem verselbständigt hat. Das Kostendeckungsargument übernimmt mithin Prägungen der Moderne als allgemein menschliche Funktionalität oder als eines nicht zu hinterfragenden Phänomens. Es ist durchaus nicht die Folge grundlegender menschlicher Bedarfe, sondern beruht auf der Art der gesellschaftlichen Selbstorganisation, ob religiöses Heil oder Geld oder ein Drittes den zentralen sozialen Bedarf darstellen. Eine leistungsartbezogene Herleitung und Legitimierung des Übergewichts eines Funktionssystems scheint gesellschaftstheoretisch nicht anspruchsvoll genug zu sein.

Ungleichgewichtigkeit kann zum zweiten aus jederzeit änderbaren sozialen Konstellationen und Machtverhältnissen erwachsen. Sie stellt dann nur ein zeitweiliges Übergewicht dar, das sich ohne Änderung der gesellschaftlichen Grundstruktur wieder auflösen kann. Bei dieser Argumentation wird schwer erklärbar, warum der Vorrang des Ökonomischen doch eine so verbreitete und in verschiedensten Phasen der Moderne wiederholte Diagnose darstellt. Dies als zutreffende Diagnose unterstellt: Warum reproduziert sich trotz der behaupteten Offenheit der Relationierung zwischen den Funktionssystemen immer wieder eine bestimmte Dominanz? Die zweite Argumentationsrichtung

scheint eine viel zu offene Anlage der Differenzierungstheorie nach sich zu ziehen. Für die Zwecke einer Gesellschaftstheorie bedarf es offensichtlich einer Argumentationsebene zwischen dem Postulat allgemein humaner Bedarfe als funktionaler Rechtfertigung des Übergewichts bestimmter Leistungsproduktionen und der Übereignung an die Empirie historisch variabler Konstellationen. Bestimmte Ungleichgewichtigkeiten wären als Strukturmerkmal der Moderne anzusehen. So könnte als dritte Möglichkeit die Theorie der funktionalen Differenzierung modifiziert werden zur Theorie asymmetrischer Differenzierung.

5 Asymmetrische Differenzierung

Eine Ergänzung der Theorie funktionaler Differenzierung in Richtung Asymmetrisierung kann ihren Ausgang bei der Figur der »strukturellen Kopplung« nehmen, die Luhmann zunächst genutzt hatte, um die Angewiesenheit von sozialen Kommunikationssystemen auf personale oder Bewusstseinsysteme zu betonen (Luhmann 1997: 100), diesen Terminus dann aber auch für das Verhältnis zwischen Funktionssystemen verwendete. Eine Theorie funktionaler Differenzierung, die nur die Autonomie operativ geschlossener Funktionssysteme betrachtet, würde ein zu einseitig anti-integrationistisches Bild abgeben. An die Stelle des Begriffspaars Differenzierung und Integration tritt bei Luhmann daher das von Autopoiesis und struktureller Kopplung (Luhmann 1997: 778). Das jeweils andere System wird dort, wo solche Kopplungen auftreten, als Irritation im Funktionssystem erlebt – bei fortdauernder Indifferenz gegenüber sonstigen Umwelten. »Obwohl es keine Möglichkeit des Durchgriffs auf Strukturentwicklungen von außen mehr gibt, spielt eine wesentliche Rolle, mit welchen Irritationen ein System sich immer und immer wieder beschäftigen muss – und welche Indifferenzen es sich leisten kann« (Luhmann 1997: 780). Generell hat der Begriff der strukturellen Kopplung eine schwierige Abgrenzungsleistung zu erbringen: Er muss eine Verbindung zwischen zwei Systemen bezeichnen, bei dem ein zweites System den »Bereich möglicher Strukturen« beschränkt, »mit denen ein System seine Autopoiesis durchführen kann«, aber zugleich Verbindungen ausschließen, bei denen nicht die eigenen Strukturen die systeminternen Operationen determinieren sondern andere Systeme (Luhmann 1997: 100). Wie diese strukturellen Kopplungen aussehen, wird bei Luhmann nicht näher theoretisch entfaltet, sondern nur beispielhaft illustriert: So sind Steuern, Abgaben und Staatsverschuldung Ausdruck der Kopplung von Politik und Ökonomie, Universitäten dagegen Orte der Kopplung von Wissenschafts- und Erziehungssystem. Auch die weiteren Beispiele (Luhmann 1997: 781-787) führen zu keiner irgendwie konzisen Theoriebildung, sodass gerade kein Ersatz für den Begriff der Integration gefunden wird. Der Grad der strukturellen Kopplung, selbst die Art der strukturellen Kopplung (operativ oder über Organisationen), das Ausmaß der Irritationen, das ausgelöst wird, die Symmetrie oder Asymmetrie dieser Irritationsauslösung zwischen zwei Funktionssystemen und die Frage des Auftretens einer systemintern erlebten Vorrangigkeit eines anderen Funktionssystems werden nicht ange-

sprochen. Entsprechend sind aus dieser Richtung kaum Argumentationsressourcen für Schimanks Ansatz zu gewinnen.

Für eine Theorie asymmetrischer funktionaler Differenzierung muss schließlich gezeigt werden, wie die funktionssystemische Dominanz der kapitalistischen Ökonomie als strukturelles Übergewicht der Programmierung aller anderen Systeme durch das ökonomische mit der operativen Geschlossenheit aller Funktionssysteme zusammengehen kann. Unter dem Terminus »Ökonomisierungsdruck« verhandelt Schimank diese Thematik. Aber die Verbindung von operativer Geschlossenheit und Offenheit für systemexterne Programmierungen gilt für alle Funktionssysteme, sie kann sogar verständlich machen, warum das kapitalistische System so überaus anpassungsfähig ist auch gegenüber politischen Einflüssen und staatlichen Interventionen. Die Offenheit für Programmierungseinflüsse anderer Systeme ergibt sich daraus, dass die Möglichkeiten des Anschlusses einer funktionssystemischen Operation an eine andere übergroß sind. An eine Zahlung können unendlich viele andere Zahlungen anknüpfen, es gibt hier schlicht keine hinreichende Selbstselektivität. Um eine Zahlung unter den möglichen Zahlungen an die vorherige Zahlung anzuknüpfen, bedarf es eines Selektionsprozesses, der sich allen möglichen Relevanzen verdanken kann, solange daraus wirklich eine Zahlung resultiert. Daraus entstehen erhebliche Rekombinationsfähigkeiten, denn die ökonomische Operationslogik kann sich mit allen möglichen Programmierungen als Selektionseinflüssen verbinden, ohne ihre operative Geschlossenheit aufgeben zu müssen. Das gilt ebenso für andere Funktionssysteme wie das politische, rechtliche oder wissenschaftliche. Wenn es eine hohe Zahl an Optionen der Fortsetzung der eigenen Operationslogik gibt, dienen Fremdreferentialitäten als Filter, lassen aber die operative Selbstbezüglichkeit intakt. Sie stellen nicht auf einen anderen operativen Modus um, sondern selektieren nur aus der Fülle möglicher weiter Anschlüsse des jeweiligen Systemmodus. Fremdlogiken treten dann als Ermöglichungsbedingung im eigenen Operieren auf. So zumindest in einer Luhmann'schen Perspektive. Interpretiert man das ökonomische System – zwar weiterhin im Rahmen eines differenzierungstheoretischen Grundansatzes – aber als kapitalistisches System unter dem Primat der Kapitalverwertung, ändert sich an dieser Überlegung nichts. Wieder wirken Fremdreferentialitäten nur als Filter, solange es hinreichende Möglichkeiten gibt, das Kapital profitbringend anzulegen – es werden lediglich bestimmte Möglichkeiten der Verwertung verschlossen oder unprofitabel gemacht. Eine politische Regulierung der kapitalistischen Ökonomie kann daher sehr weitreichend sein, ohne den kapitalistischen Verwertungsprozess insgesamt zu behindern. Diese Betrachtung sollte Anlass geben, extreme Wandlungsfähigkeit und Varianz kapitalistischer Marktökonomien zu erwarten. Die operative Geschlossenheit auf der Basis von Zahlungen oder Kapitalverwertung ist der innere Kern eines Prozessierens, das sich in seiner konkreten Gestalt den unterschiedlichsten Programmierungen aussetzen kann, ohne seine Autonomie und seine Fähigkeit zum ›Selbstlauf‹ zu verlieren. Wie angesichts der überaus hohen Formbarkeit des ökonomischen Systems eine strukturelle Asymmetrie zugunsten eines Übergewichts des ökonomischen Systems in der Form eines allgegenwärtigen Ökonomisierungsdruck behauptet werden soll, ist trotz aller empirischen Evidenz innerhalb des gewählten theoretischen Rahmens nicht geklärt. Die Differenzie-

nungstheorie vermag auch in der Schimank'schen Version zwar sehr gut die Selbststeigerungstheorie und operative Selbstreferentialität gesellschaftlicher Funktionssysteme zu erfassen. Deren Verbindung zu einer Funktionssystem-Konstellation ist innerhalb der Theorie aber weiterhin völlig ungelöst.

6 Funktionaler Antagonismus

Die Argumentation Schimanks geht aber über das Asymmetrie-Argument hinaus: Die Dominanz des kapitalistischen Systems, das permanenten Ökonomisierungsdruck auf die anderen Funktionssysteme und die alltägliche Lebensführung ausübt, werde von einem Gegenprinzip, dem demokratischen Sozialstaat, begleitet. Dysfunktionalitäten der Ökonomie fänden eine Institution der Ausbalancierung und Gegenwehr im wohlfahrtsstaatlichen Arrangement und führten so zu einer auf verbesserte Lebenschancen ausgerichteten Gesellschaft. In einer rein funktional ausgerichteten, dem Modell der Arbeitsteilung nachgebildeten Theorieperspektive erscheint dies zunächst als Merkwürdigkeit: Warum sollten gegeneinander gerichtete Institutionen, Sektoren oder Systeme aufgebaut werden, wenn es um arbeitsteilige Funktionserfüllung geht? Die Funktionssysteme arbeiten einer arbeitsteiligen Erledigung des Leistungsprozesses entgegen. Und dennoch gelingt es am Ende, ein höheres Maß an Leistungsfähigkeit zu sichern. Um den Sozialstaat in sein gesellschaftstheoretisches Modell einzubauen, verwendet Uwe Schimank deshalb den Terminus »funktionaler Antagonismus« (254; ausführlicher in Schimank 2011). Kapitalismus und demokratische-sozialstaatliche Politik stehen antagonistisch, aber auch funktional verbunden zueinander und konstituieren so die moderne »Wohlfahrtsgesellschaft« (254f.). Der Terminus »funktionaler Antagonismus« enthält zwei Komponenten: Zum einen bezeichnet er den Antagonismus zwischen Funktionssystemen. Das politische System steht in einer grundlegenden Spannung zum ökonomischen System, auch wenn Letzteres über eine relative Dominanz verfügt. Dieser Antagonismus von Kapitalismus einerseits, Sozialstaat und Demokratie andererseits ist aber selbst funktional. Die Unfähigkeit zur Selbstbegrenzung des ökonomischen Systems vorausgesetzt, bedarf es zur Aufrechterhaltung einer Wohlfahrtsgesellschaft eines konfligierenden Systems. Auf der Basis der allgemeinen Differenzierungstheorie wäre dem die Überlegung beizufügen, dass das politische System ebenso zu einem Immer-Mehr strebt und über keine Stoppregelein verfügt, sodass es sich um eine wechselseitige Balancierung der Eigenlogiken handelt, oder, in der Begrifflichkeit der bekannten ökonomischen Theorien, der Staat das Marktversagen ausgleicht, der Markt aber das Staatsversagen. Eine solche Wechselseitigkeit erlaubt dann sowohl Markt- als auch Sozialstaatskritik. Uwe Schimank skizziert das Verhältnis aber durchaus anders. Weil dem Kapitalismus die Dominanz unter den Funktionssystemen zuzuschreiben ist, gilt die Ökonomie als primärer Problemerzeuger. Schimank fragt sich, wie trotz einer auf unbegrenzte Steigerung ausgerichteten Logik des Immer-Mehr-Wollens gesellschaftliche Ordnung möglich ist? Wie hält es die kapitalistische Gesellschaft mit sich selber aus (254). Der Sozialstaat ist die – funktional notwendige – Antwort, notwendig zumindest solange, wie eine Wohlfahrtsgesellschaft erhalten

bleiben soll. Eine solche relativ sozialstaatsfreundliche Einschätzung ergibt sich erst aus einer Differenzierungstheorie, die zur Unterstellung asymmetrischer Differenzierung übergeht.

7 Schluss

Mit seiner integrativen Theorie der modernen Gesellschaft entfaltet Uwe Schimank eine Theorie, die weniger durch die Integration von Differenzierungs-, Ungleichheits- und Kulturtheorie bestimmt ist, als durch die Bedeutung, die er einerseits den sozialen Kämpfen und deren offenem Ausgang auf allen Ebenen zubilligt, andererseits den Spannungen zwischen einer letztlich dominanten Ökonomie, die von Sozialstaat und Demokratie aber so gebändigt werden kann, dass ein funktionales Zusammenspiel gewahrt bleibt. Sein Theorieansatz liefert eine Minimalanalytik einer allgemeinen Theorie moderner sozialer Konflikte, die doch eines Hoffnungsschimmers im Sinne eines leistungsbezogenen, funktionalen Zusammenwirkens der funktionssystemischen Kontrahenten nicht entbehren kann, um noch das zunächst nur analytische, letztlich aber doch auch normative Verständnis von Gesellschaft als Leistungsprozess zu retten. Die an sich ergebnisoffenen Kämpfe fügen sich ein in einen letztlich harmonisierenden funktionalen Rahmen. Diesen glücklichen Zustand mit einem leicht skeptischen und vorsichtig ängstlichen Blick begrifflich einzufangen, ist Ziel dieses Theorieentwurfs.

Literatur

- Alber, Jens (2010): »Der Soziologe als Hofnarr – Zur politischen und soziologischen Aktualität des Denkens von Ralf Dahrendorf« In: *Leviathan* 38 (1), S. 23-29.
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*, 2 Bände. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Reckwitz, Andreas (2000): *Die Transformation der Kulturtheorien. Zur Entwicklung eines Theorieprogramms*. Weilerswist: Velbrück.
- Schimank, Uwe (2011): *Wohlfahrtsgesellschaften als funktionaler Antagonismus von Kapitalismus und Demokratie. Ein immer labilerer Mechanismus?* MPIfG Working Paper 11/2, Köln.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Anschrift

Prof. Dr. Frank Nullmeier
Universität Bremen
Zentrum für Sozialpolitik
Postfach 33 04 40
28334 Bremen
frank.nullmeier@zes.uni-bremen.de